

Vidal, John, & Ensia (2020): *Destroyed Habitat Creates the Perfect Conditions for Coronavirus to Emerge. COVID-19 May be just the Beginning of Mass Pandemics*. <https://www.scientificamerican.com/article/destroyed-habitat-creates-the-perfect-conditions-for-coronavirus-to-emerge/> letzter Aufruf: 31.3.2021.

Wagner, Louise (2021): „Andreas Malm: *The Progress of this Storm. Nature and Society in a Warming World*. London & Brooklyn, US-NY: Verso 2018, 248 Seiten“. In: *PERIPHERIE*, Nr. 159/160, S. 498-500.

Julia Schöneberg & Aram Ziai (Hg.): *Dekolonisierung der Entwicklungszusammenarbeit und Postdevelopment Alternativen. AkteurInnen, Institutionen, Praxis*. Baden-Baden: Nomos 2021, 271 Seiten (<https://doi.org/10.5771/9783845297354>)

Die Grundüberzeugungen der seit den 1990er Jahren formulierten Kritik an der gängigen Entwicklungspraxis und -theorie durch die postkolonialen, dekolonialen und Postdevelopment-Schulen sind mittlerweile weitgehend bekannt. *Julia Schöneberg & Aram Ziai* fassen sie in der Einleitung zu dem vorliegenden Sammelband noch einmal klar und präzise zusammen: „Erstens sei Entwicklungspolitik strukturell dem ökologisch katastrophalen Vorbild westlicher Industriegesellschaften verhaftet“ (7). „Zweitens entpolitisiere Entwicklungszusammenarbeit (EZ) Fragen sozioökonomischer Ungleichheit auf globaler und nationaler Ebene“ (8). „Drittens legitimiere und reproduziere EZ Machtverhältnisse zwischen Expert*innen und als ‚weniger entwickelt‘ klassifizierten Bevölkerungsgruppen“ (8) und kaschiere dies als „Treuhandtschaft“. Viertens werde in dem dieser Treuhandtschaft zugrunde gelegten Wissen die westliche Moderne als die ideale Norm etabliert, alles andere als „defizitäre Abweichung“ (9). Und fünftens sei dieses westlich-moderne Wissen „gleichzeitig ... auch patriarchal geprägt“ (9).

Was folgt, ist eine Reihe von Fallstudien, in denen versucht wird, diese kritischen Perspektiven mit der Alltagswelt der Entwicklungszusammenarbeit zu konfrontieren – ohne vorschnell klar erkennbare Linien zwischen Guten und Bösen zu ziehen. Was den Sammelband von vergleichbaren Readern unterscheidet, ist die durchgängige Thematisierung der Frage nach der Möglichkeit von „dekolonialen oder dekolonisierenden Strategien für und innerhalb des bestehenden Entwicklungsdispositivs“ (15; Hervorhebung GH). Sind solche Strategien von vornherein in toto zum Scheitern verurteilt oder gibt es doch minimale Chancen der Umsetzung? Und was wären die Voraussetzungen dafür? Am explizitesten stellen sich diesen Fragen die Beiträge von *Julia Schöneberg* und *Joshua Kwesi Aikins*.

Um sie einer Beantwortung näher zu bringen, hat *Schöneberg* Interviews mit Mitarbeiter*innen internationaler NGOs (INGOs) in Haiti geführt, „die sich selbst eine kritische Positionierung zum Entwicklungsapparat bescheinigen“ (172). Sie alle sahen ihre zentrale Aufgabe nicht in der Implementierung eigener Entwicklungsprogramme, sondern in der Unterstützung bereits existierender und eigene Lösungsansätze verfolgender haitianischer sozialer Bewegungen gegen Ausbeutung, Umweltzerstörung, Ungleichheit und Armut. Erfolgreich sein könnten die INGOs hierbei am ehesten dann, wenn es ihnen gelinge, „die eigene privilegierte Position produktiv zu machen,

indem Zugänge zu (nicht ausschließlich finanziellen) Ressourcen geschaffen werden, an denen es den Aktivist*innen ... mangelt“ (176) – Beispiele wären etwa nationale und internationale (insbesondere die Herkunftsländer der NGOs einbeziehende) Dokumentations- und Informationskampagnen, Unterstützung eines unabhängigen Journalismus vor Ort, anwaltliche Hilfeleistungen sowie Lobbyarbeit auf politischer Ebene in den USA, der EU und den internationalen Finanzinstitutionen. Dass auch eine derartige Strategie stets eine Wanderung auf einem sehr schmalen Grad zwischen Kooptation und Subversion darstellt, war allen Interviewpartner*innen klar.

„Das Lokale“ wird in der Postdevelopment-Literatur generell als Ebene möglicher Alternativen zur westlich-imperialen Lebensweisen identifiziert. Hieran wurde vielfältige Kritik geübt, beginnend mit dem Vorwurf der romantischen Verklärung vorkapitalistischer Lebensverhältnisse und endend mit dem Hinweis auf die unentwirrbaren Verschränkungen von indigenen und kolonialen Strukturen in allen Gesellschaften des Globalen Südens. Auch wenn man die Verankerung der Postdevelopment-Ansätze im Blick aufs Lokale nicht abschaffen will, weil ohne diesen Blick der Schein der Alternativlosigkeit der imperialen Lebensweise kaum durchbrochen werden kann, ist an der Berechtigung der Kritik an ihnen doch nicht zu zweifeln; und sie wird bei den fortgeschrittensten Vertreter*innen dieser Ansätze auch durchaus produktiv aufgenommen. Allerdings beziehen sich deren Überlegungen bisher ausschließlich auf die Ebene der kulturellen und ökonomischen Praxen; der institutionell-politische Bereich blieb ausgespart. Diese Lücke versucht *Aikins* durch eine Analyse des Verhältnisses von indigenen Autoritäten und Amtsträgern der nach westlichen Designs gestalteten Lokalverwaltung zu schließen. Erste Hinweise geben ihm demoskopische Umfragen des „Afrobarometers“, nach denen die ersteren afrikaweit generell höhere Wertschätzung genießen, ohne dass die letzteren deswegen gering geachtet würden. Intensiver untersucht er dann das Verhältnis der beiden Institutionengefüge im Fall Ghana. Die Ergebnisse sind vielfach überraschend und immer ambivalent: Frauenrechtlerinnen, die sich mit einigem Erfolg auf die matrilinearen Traditionen der Akan-Gesellschaften berufen – und sowohl von der westlich orientierten als auch von der traditionalistischen Seite Widerstand wie Zustimmung erfahren; kollektive Bodeneigentumsrechte, die von in der Kolonialzeit etablierten indigenen Autoritäten administriert, aber auch in ihrem eigenen Interesse manipuliert werden; und so weiter. Das Ergebnis ist in *Aikins*' Sicht eine gemeinsame Staatlichkeit, „die pluriversal ist – sich also aus unterschiedlichen konzeptionellen und legitimatorischen Quellen speist, deren Verhältnis zueinander immer wieder neu ausgehandelt wird“ (265).

Was mein Lesevergnügen an dem Band etwas gestört hat, war, dass sich die meisten Autor*innen trotz der luziden theoriegeschichtlichen Einleitung von Ziai & Schöneberg verpflichtet fühlten, in ihren Fallstudien die theoretischen Grundannahmen der Ansätze von Dekolonialität, Postdevelopment und Postkolonialismus Beitrag für Beitrag neu auszuwalzen, mehr oder weniger klar, mehr oder weniger korrekt in mehr oder weniger gutem Deutsch und in mehr oder weniger epischer Breite – gehe es nun um die „Weiße *weltwärts*-Ideologie“, um die Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen, um Partizipation als dekoloniale Strategie, um Zivilgesellschaftsförderung in Brasilien, um Solidarische Ökonomie in Uganda oder

um Rastas in Benin, um nur einige der Fallstudienthemen zu benennen. Wenn die Herausgeberin und der Herausgeber an diesem Punkt den Rotstift etwas konsequenter eingesetzt hätten, wäre dies der Lesbarkeit des Bandes sehr entgegen gekommen.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v41i4.11>

Manuela Scheuermann & Anja Zürn (Hg.): *Gender Roles in Peace and Security. Prevent, Protect, Participate*. Heidelberg: Springer 2020, 215 Seiten (<https://doi.org/10.1007/978-3-030-21890-4>)

Im Fokus des vorliegenden Buches steht die Teilhabe von Frauen an Friedensprozessen. Zwei Jahre nach der Erstpublikation des *Oxford Handbook of Women, Peace, and Security* zielt es darauf, durch Einsatz eines „breiten theoretischen Ansatzes, kombiniert mit einem Satz innovativer Fälle“ zuvor „mangelhaft studierte Aspekte der [WPS-]Agenda“ (4; WPS – *Women, Peace and Security*) hervorzuheben. Namentlich sind dies „eher generelle und systematische Herausforderungen in dem Bereich“ (5), wie Intersektionalität, institutionelle Normen, und genderbasierte Mechanismen. Diese nimmt das Buch in den Blick, um „neue Perspektiven zur Bewältigung der Probleme von Genderungleichheit in Frieden und Sicherheit“ (5) zu etablieren. Diesen Eigenanspruch beabsichtigen die Herausgeberinnen zu erfüllen, indem sie mit Mitwirkenden „aus aller Welt“ (3) und „verschiedenen Hintergründen“ (4), bspw. Anwältinnen und Aktivistinnen, einen inter- und transdisziplinären Ansatz anwenden. Indem es breitgefächerte Methoden und eine Vielfalt von Disziplinen integriert, gelingt es dem Buch, neue und wichtige Einblicke in die vorliegenden Probleme und Wege zu bieten, wie man sie anspricht. Gleichwohl kann es sein Ziel einer diversen und intersektionalen Perspektive nicht vollständig erreichen.

Das Werk ist in drei Teile gegliedert, die beiden ersten bilden den Hauptteil: Während Teil 1 („Gender Roles in Peace and Security“, 9-100) sich mit Genderrollen innerhalb der WPS-Agenda befasst, konzentriert sich Teil 2 („Implementation of Women, Peace and Security“, 101-199) auf ihre Umsetzung durch spezifische Akteur*innen und Institutionen.

Zunächst findet *Anja Zürn* durch eine intersektionale Diskursanalyse heraus, dass in den UN die „Grundlage für das intersektionale Schreiben von Identitäten [lokaler Frauen] gelegt worden“ (31) ist. Im nächsten Kapitel hingegen beleuchtet *Emma Bjertén-Günther* Rollenbilder von einem durch feministische Betriebs- und Verwaltungsliteratur informierten Ansatz. Dabei leitet sie aus Interviews eine Theorie der „männlichen Homosozialität“ ab, die zeigt, dass verborgene Machtstrukturen, wie bei informellen männlich-dominierten Treffen am Abend, zu genderbasierter Exklusion aus Friedensprozessen führen. Anschließend entwirft *Manuela Scheuermann* ein institutionalistisches Rahmenwerk. Dabei stellt sie fest, dass in Teilen der UN noch immer „Militär = Männlichkeit“ (73) gilt. In einem Versuch, zu analysieren, wie diese gewaltzentrierten Männlichkeiten transformiert werden könnten, entwickeln *Maike Messerschmidt & Hendrik Quest* einen praxis-theoretischen Rahmen, der hyper-